

Otto Flake, Baden-Baden und der Marquis de Sade

57 Essays aus sechs Jahrzehnten · Von Werner Ross

F.A.Z. 4. 12. 76

fürs Forum Gabriel

Nun gibt es den fünften und letzten Band der „Werke“ von Otto Flake, die sich selbst das „ausgewählte“ oder „gesammelte“ sou-
verän ersparen. Der Gedanke der Herausgeber, Rolf Hochhuths und Peter Härtlings, war nicht, in Flake einen Klassiker zu kreieren, sondern einen zu Unrecht vergessenen oder auf die Ebene des Unterhaltungsromans abgedrängten großen Schriftsteller wieder kompakt sichtbar und lesbar zu machen. Im Nachwort zählt Hochhuth selbst auf, was alles noch fehlt: die frühen Erzählungen, der Ruland-Zyklus, die politischen Schriften, die philosophischen, die historischen. Achtundzwanzig biographische Essays sind schon außerhalb der vorliegenden Ausgabe 1970 unter dem Titel „Die Verteidigung des Sokrates“ bei Lambert Schneider erschienen.

Otto Flake war in den zwanziger Jahren und in der Weimarer Republik zu Hause; man durfte ihn in einem Atem mit Hesse und Döblin, mit Zweig und Wassermann, mit seinem Landsmann Schickele und sei-

nem zeitweiligen Freund Benn nennen: ein geistreicher Romancier, Reiseschriftsteller, biographischer Erzähler, der nur einen Fehler hatte: er ergriff zwar Partei, trat aber keiner bei. Ein zweiter kam später hinzu: er emigrierte nicht, sondern überwinterte in Deutschland, mußte die Schultern einziehen, um zu überleben. In der Geschichte Straßburgs, die er 1940 aus gegebenem Anlaß schrieb – der Frankreichfeldzug war gerade beendet – plädierte er dafür, daß Straßburg nun beim Reich bleibe; freilich nur mit dem den Nazis kaum willkommenen Argument, des Hin und Hers sei es nun genug, auch Völker und Stämme hätten ihre Nerven. Kein falsches Wort kam von den Lippen dieses eigenwilligen Herrn.

Er gehörte in jenem Deutschland zur „französischen“ Partei, wie René Schickele und Heinrich Mann. Das Elsaß hatte ihn geprägt, den Sinn für trockene Eleganz geweckt. Nach dem Krieg ließ er sich in Baden-Baden nieder, mit dem Blick auf die Vogesen. Am Literaturbetrieb nahm er

nicht mehr teil, weil er sich nicht drängte und seinerseits nicht gefragt wurde. Die „Neue Rundschau“, in der er früher eine „Zeitung in der Zeitung“ gehabt hatte, bat ihn nicht mehr; also blieb nur der in Baden-Baden domizilierte Südwestfunk als Brotgeber übrig, bis Freunde, Hochhuth an der Spitze, den Resignierenden mit seinen Romanen neu lancierten – mit durchschlagendem Publikumserfolg.

In dem jetzt erschienenen Essayband steht der Straßburg-Aufsatz von 1940 ebenso wie manches Freundliche über Baden-Baden, das Flake für die heimische Verkehrszeitschrift verfaßte. Unter den mehr als fünfzig Stücken sind viele schlichte Rezensionen, Gelegenheits- und Brotarbeit, Bildungsbeiträge, angeregt durch biographische und historische Neuerscheinungen, mit einem Personal, das von Kaiser Nero und Kaiserin Theodora über Richard III., Liselotte von der Pfalz bis zu Napoleon, Metternich und Lenin reicht.

Flake war gebildet und intelligent genug, zu Atlantis wie zu Assur oder zu Jeanne d'Arc sein triftiges Sprüchlein zu sagen, und seine Bemerkungen zu Lenin von 1924 sind mehr als intelligent, nämlich ahnungsvoll. Aber der Eindruck des Sammelsuriums bleibt doch haften und wird noch dadurch verstärkt, daß frühe Arbeiten zwischen die Baden-Badener Funkessays, die Hochhuth ausgegraben hat, eingestreut sind.

Ganz anders verhält es sich mit den drei großen biographischen Arbeiten, die mit ihren 280 Seiten etwa die Hälfte des Essaybandes einnehmen: die Sade-Biographie 1930, der Nietzsche in zwei Auflagen 1946 und 1947, der Versuch über Oscar Wilde 1947. Als der Sade-Essay erschien, war der göttliche Marquis noch nicht in Mode. Der Nietzsche-Essay war eine Abrechnung mit den Folgen von Nietzsches Philosophie für den hundertsten Geburts-Oktober 1944 geplant, aber da war der Krieg noch nicht zu Ende und der Mythos vom Herrenmenschen noch nicht zu Grabe getragen. Für Oscar Wilde hätte man im Hungerjahr 1947 beim besten Willen keine Aktualitäts- oder Opportunitätsgründe ausfindig machen können.

Sucht man das Gemeinsame, so ist es das halbmedizinische, halb sympathetische Interesse des zivilisatorisch Gebändigten für die Außer-Rand-und-Band-Geratenen, für „Herrenmenschen“ und Abgrundsexistenzen. Am Nietzsche- und am Wilde-Versuch schrieb Flake, als er im Roman das Gegenbild entwickelte, den glücklichen und in sich ruhenden Erfolgsmenschen Fortunat. Frankreich und die Frauen waren für Flake die erzieherischen Gegenmächte: Nietzsche hatte es mit Frankreich nur halbherzig, mit den Frauen kaum versucht, von Wilde ganz zu schweigen. Die drei großen biographischen Essays sind genau in den Details, im ganzen eher mitleidlos; das Faszinierende tritt hinter dem Gefährlichen zurück, ohne Einreden einer bürgerlich zugeschnittenen Moral.

Mit der hatte Flake wenig zu schaffen. So konnte er guten Mutes gegen Nietzsche fechten. Der Moralismus habe es mit der wohlbekannteren Interessentengruppe zu tun: „Die Hebamme, der Kaplan, der Krämer an der Ecke, die Frau Rektor hier, der liebe Gott und der Himmel dort.“ „Es ist eines Philosophen unwürdig“, fährt Flake fort, „gegen diese Gebilde das schwere Geschütz aufzufahren. Moralismen solcher Art gehören ganz dem Zeitlichen an, mit ihren Scheuklappen, ihrer Enge. Das Ethos steht auf einem anderen Blatt. Das Ethos vergutmütigt nicht, es schwächt keineswegs die Instinkte. Die Gleichsetzung von Moral und Ethos ist ein falscher Syllogismus: nicht nur ein Irrtum, sondern auch eine Unsauberkeit, die den Charakter gefährdet.“

Es kommt mir nicht auf die Haltbarkeit der von Flake getroffenen Unterscheidung an. Im philosophischen Bereich war er eher ein origineller Dilettant. Aber im Leben zeigte er, war er ein Charakter. Das hat seine Prosa geprägt. Sie setzt Tatsachen und findet in ihrer klugen, klaren Reihung und Verzahnung Stil.

Kat.

Otto Flake: „Freiheitsbaum und Guillotine“. 57 Essays aus sechs Jahrzehnten. Als Vorwort: Kurt Tscholsky über Otto Flake. Mit einem Nachwort von Rolf Hochhuth. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1976. 588 S., geb., 42,- DM.

H. Stuckenschmidt Die Musik eines halben Jahrhunderts

H. H. STUCKENSCHMIDT, langjähriger Mitarbeiter dieser Zeitung, zieht Bilanz über „Die Musik eines halben Jahrhunderts“. Überzeitliche Gültigkeit war die Richtlinie, nach der Stuckenschmidt 57 eigene Essays und Berichte aus den Jahren 1925 bis 1975 auswählte. Mit der Mechanisierung, Sozialisierung und dem Banalen in der Musik setzt sich der Autor schon in den zwanziger Jahren auseinander („Stereophonie“ ist seine Wortschöpfung von 1925); er ist Vorstreiter neuer Musik und ihrer Komponisten, von denen er viele überhaupt erst bekanntgemacht hat; bedeutende Komponisten und Interpreten werden porträtiert, wichtige Musikzentren in ihrer Eigenart und Bedeutung gewürdigt. (H. H. Stuckenschmidt: „Die Musik eines halben Jahrhunderts 1925–1975“ / Essay und Kritik. R. Piper Verlag, München 1976. 359 S., geb., 42,- DM).